

Der wahre Buffalo Bill

Autor(en): **Hacker, Walter / Skasa-Weiß, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen, Wohnen, Leben**

Band (Jahr): **- (1954)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER WAHRE BUFFALO BILL

Wer, den Spuren der amerikanischen Pioniere folgend, von Chicago westwärts reist, der trifft nach einer Fahrt von rund 2000 Kilometern durchrollende Prärien auf die Schwarzen Berge und nach der Überwindung des an die 3000 Meter hohen Pulverflusses an die kleine Stadt, die ein berühmter Held des Wilden Westens gegründet hat: *Cody, die Stadt Buffalo Bills*.

Hier steht eine hohe, westwärts weisende Bronzestatue des Pfadfinders und Pioniers William Cody, hier ehrt ein Museum sein Andenken, trägt ein Kraftwerk seinen Namen. Hier, in diesem Teil des einst Wilden Westens, der 1890 als Staat Wyoming der amerikanischen Union beitrug, verbrachte Buffalo Bill einige Jahre seines Lebensabends, hier investierte und verlor er alles, was er in seinen Wildwestschaustellungen in zwei Kontinenten verdient hatte. Ein Ort, so recht geeignet, einen Helden aus Großvaters Tagen kritisch zu betrachten.

Freund der Neger — Feind der Indianer

Bills Familie wanderte nach Kansas aus, als es in diesem Gebiet noch keine 800 weiße Männer gab. Das war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Vorbei an dem Blockhaus der Codys zogen die Pioniere der weißen Kultur nach Westen: wilde Männer, Abenteurer oft, *Sucher der Freiheit und neuer Länder*. Männer hoher Ideale und andere, die der Polizei des zivilisierten Ostens erst knapp entgegen waren. Goldsucher, Pfadfinder, Trapper und die Soldaten des nahegelegenen Forts Leavenworth bildeten die Gesellschaft, in der Bill aufwuchs. Sie — und die Indianer. Vollblütige, von der Zivilisation noch unbefleckte Indianer lebten als gute Nachbarn neben Weißen. Sie hatten noch nicht gelernt, den Verträgen zu mitrauen und ahnten noch nicht, daß wenige Jahre später nach den blutigen Kämpfen die Ueberreste ihrer Stämme in wildarmen, wenig fruchtbaren Reservaten vegetieren würden. Der junge Bill spielte mit jungen Indianern und lernte ihre Sprache, ihre Jagdgewohnheiten und ihre Reitkünste.

Gewiß eine seltsame Gesellschaft für den Mann, der dann als der große Vernichter der Indianer zum Helden tausender wahrer und erfunder Geschichten werden sollte. Noch seltsamer das Ende seines Vaters. Im Kansas jener Jahre tobte der Kampf um die Zulassung der Sklaverei. Der alte Isaac Cody verlangte in einer öffentlichen, recht mitleidigen Rede, daß der Fluch der Sklaverei von Kansas ferngehalten werde. Ein Anhänger der Sklaverei sprang hierauf auf die Kiste, die Cody als Redebühne diente, und stach auf ihn mit dem Peinigermesser los. Der alte Mann fiel blutüberströmt in die Arme seines Sohnes. Später sagte Buffalo Bill stolz: «Mein Vater war der erste Mann, der im Kampf gegen die Sklaverei sein Blut vergoß.» Isaac Cody ging wenige Jahre später an den Folgen des Attentats zugrunde.

Mit 12 Jahren trat Bill in die Dienste einer Firma, die man heute wenig romantisch als Expedition bezeichnet würde. Damals aber war die Verfrachtung von Gütern über die Prärie und die Rocky Mountains nach der fernen Pazifikküste ein abenteuerliches Unternehmen. Bills Dienstgeber verfügte über 6000 Fuhrwerke, 70 000 Ochsen und beschäftigte 8000 Männer. Schon bei der ersten Ausfahrt Bills als Begleiter eines Wagenzuges sollen Sioux-Indianer die Weißen angegriffen haben, Wagen und Vieh wurden vernichtet, die Weißen entkamen mit schweren Verlusten.

Im Kampf gegen die verfolgenden Indianer soll der 12jährige ein Sioux getötet haben. So zumindest erzählt es der Erfinder des Zweiteindianerbüchleins, der große Propagandist Buffalo Bills, *Colonel Prentiss Ingraham*. Bill selber war weniger bestimmt bei der Darstellung seiner Tat. Bald brüstete er sich ihrer, bald gab er zu verstehen, daß die Sache ganz anders gewesen sei. Aber immerhin diente sie als Grundstein für die Reputation, mit der dann geschickte Propagandisten Bill Cody umgaben. Ob er überhaupt in jener Zeit Wagenzüge durch die Prärien begleitete oder, wie einer seiner Chefs später sagte, bloß eine Art berittener Raufbursche war, ist niemals geklärt worden.

Rekordritt für Pony-Express

Bills nächste Tat ist weniger mörderisch und weniger umstritten. In Kalifornien war Gold gefunden worden. Die

Goldsucher brauchten rasche Postverbindungen mit dem Osten. Wohl begannen bereits Telegraphendrähte und Schienenstränge Amerika von der Küste des Atlantiks bis zum Stillen Ozean zu spannen, aber noch hatten sich die Drähte und Schienen nicht getroffen. Die Post mußte mit Ponys befördert werden. Alle 25 Kilometer wurde eine Station errichtet, bei der die Pferde gewechselt wurden. In 9 Tagen durchkreuzte so der *Pony-Express* die paar 1000 Kilometer vom Missouri zum Pazifik. Für einen Brief bezahlte man bis zu 50 Dollar Gebühr. Diese Post wurde befördert, wie es damals hieß, vom Fleisch der Pferde und den Nerven der Reiter. Die Reiter mußten leicht sein. So kam es, daß sie meist halbwegsige Burschen waren, der jüngste von ihnen war Bill Cody. Am Ende des ihm zugewiesenen Rittes über 75 Kilometer kam er einmal bei der Station an, bei der wohl ein neues Pferd, aber kein Reiter wartete — der war in der Nacht vorher im Rausch erschossen worden. Bill schwang sich auf das frische Pferd und ritt die 140 Kilometer lange Strecke seines toten Kollegen. Am Ende dieses Rittes übernahm er die Post für den Osten — dafür waren genau zwei Minuten erlaubt — und ritt beide Strecken wieder zurück. In 21 Stunden hatte er so einen Rekordritt von mehr als 500 Kilometern zurückgelegt. Er hatte den längsten Ritt des Pony-Expresses geritten. Unter den Pionieren begann man, seinen Namen mit Achtung auszusprechen.

Der amerikanische Bürgerkrieg

Was immer der Zehncentromann und all die Bücher erzählen mögen, die Cody unter seinem Namen erscheinen ließ — sie sind von Leuten geschrieben worden, die mit der Feder besser umgehen konnten als mit der Winchesterbüchse. Bill war kein Held dieses Krieges, er war nicht einmal Soldat, sondern diente der Armee als Zivilist, die meiste Zeit als Gehilfe in einem Lazarett.

Mit 19 Jahren wurde er von einer Gesellschaft, die an der neuen Kansas-Pazifik-Bahn mitarbeitete, angestellt, um Büffel zu erlegen. Die Arbeit an den transkontinentalen Eisenbahnliesen in dem unerschlossenen, von feindlichen Indianern bevölkerten Gebiet war gefährlich genug. Dazu kamen noch die Schwierigkeiten der Verproviantierung. In den Prärien aber gab es die Herden tausender wilder Büffel, die den Indianern Fleisch, Kleidung und Wohnung in der Form von Lederzelten lieferten. Sie sollten nur den weißen Mann beim Bau des Schienenstranges nähren. Damals begann die *Ausrottung der Büffel*. Für 500 Dollar im Monat erlegte Bill in rund anderthalb Jahren 4250 Büffel. Die Arbeiter taufte ihn deshalb «Buffalo (Büffel-) Bills». Die Geschichte, daß er als 12jähriger auf einem Baum saß, als er eine Herde wilder Büffel auf sich zurasen sah und, wohlwissend, daß der schwache Baum von der Herde niedergetrampelt werden würde, sich flugs auf den Rücken eines Büffels fallen ließ und diesen so lange ritt, bis ihn ein Freund erlegte, ist eine Erfindung des phantasiereichen Colonel Ingraham.

Vom Kriegspfad zur Bühne

In den Indianerkriegen der sechziger Jahre zeichnete sich Cody als Kundschafter und Pfadfinder für Einheiten der amerikanischen Armee aus. Das Regiment General Carrs führte er einmal durch einen Blizzard. Aus Furcht, den Weg zu verlieren, wenn er zu Fuß ginge, ritt Cody acht Stunden gegen den Schnee- und Eissturm. Am Ende des Rittes war eines seiner Ohren abgefroren, für den Rest seines Lebens blieb er halbtaub. In jenen Jahren wurde er zum erklärten Helden der Zeitungen Newyorks und die Zentralfigur von Hunderten der Zehncentromannen. Im Museum in Cody sind die Heftchen Ingrahams, 200 an der Zahl, fein säuberlich unter Glas aufbewahrt. Sie wurden in alle Sprachen der Welt übersetzt und werden heute noch verkauft. Text und Inhalt sind unverändert — nur der Preis ist gestiegen.

Die Glanzzeit der Pioniere des Westens begann abzulaufen. Eisenbahn und Telegraph zählten das Land rascher als die schieß- und trinklustigen Männer des Sattels. Cody wurde eingeladen, in Chicago in einem neuen Stück sich selber zu spielen. Zusammen mit seinem engsten Freund Texas Jack

Texas Jack

traf er in der Stadt am Michigansee ein. In der Eile hatte er aber vergessen, 20 Indianer mitzubringen, die

gleichfalls auftreten sollten. Was tat's — das Stück war noch nicht einmal geschrieben, obwohl vier Tage später bereits die Premiere stattfinden sollte. Der Autor setzte sich hin und schrieb in vier Stunden das Drama «Pfadfinder der Prärien». Die gewiß nicht anspruchsvollen Chicagoer Kritiker jener Tage schrieben nachher, es sei unverstehlich, wofür der Autor ganze vier Stunden gebraucht hätte. Der Inhalt des Dramas war einfach genug. Aber Cody konnte sich seine Rolle nicht merken. So improvisierte man. Zuerst, am Lagerfeuer, gab er Geschichten von seinen Büffeljagden zum Besten. Am Schluß des ersten Aktes schrieb sein Partner: «Bill, die Indianer kommen.» Und schon waren 20 Rothäute auf der Bühne. Alle Beteiligten spielten nun, was sie vor wenigen Jahren noch in Wirklichkeit getan hatten. Ein tolles Schießen begann, bis die Rothäute samt und sonders in den Staub geblissen hatten. Im zweiten Akt waren sie wieder auferstanden, im dritten wurden sie endgültig vernichtet. Am nächsten Abend begann man mit dem zweiten Akt, ließ den dritten folgen und schloß mit der Lagerfeuerzene zum ersten Akte. Das vergnügte Publikum war für die Abwechslung dankbar.

In jenen Monaten kam Cody auf die Idee, eine Truppe von Cowboys, Pionieren, Indianern und Meisterschützen zusammenzustellen und die Welt des nicht mehr bestehenden Wilden Westens nach dem zahren Osten zu bringen. Er trieb einiges Geld auf, mietete Pferde, Büffel und Ueberlandskutschen, stellte seine Zech-, Jagd- und Kampfgewehre an, vergangenen Tagen als Partner an, überredete Indianer, in der Wildwestschau mitzuwirken und hatte damit einen Zirkus gegründet, der dann jahrelang in Amerika und Europa vor vollen Häusern spielen sollte.

Noch einmal aber verließ Cody den Zirkus und begab sich auf den Kriegspfad.

Buffalo Bill skalpiert einen Menschen

Die Siouxindianer waren zu tausenden aus den Reservationen ausgebrochen und hatten sich in den Schwarzen Bergen festgesetzt. General Custer, ein Held der Indianerkämpfe und bekannter Draufgänger, wurde gegen sie ausgesandt. Von seinen Pfadfindern schlecht beraten, geriet er mit seinem Regiment in einen Hinterhalt der Indianer. 3000 Sioux, an der Spitze der Häuptling «Toller Pferd», töteten in einem Massaker alle Weißen. Die Sioux hatten einen großen Sieg errungen — den letzten, den ihr Stamm feiern sollte.

Am 17. Juli 1876 erreichte die Strafexpedition, der Cody als Pfadfinder zugeordnet war, die Aufständischen. Ein junger Häuptling, genannt «Gelbe Hands», ritt aus der Linie der Indianer heraus und forderte Cody zum Zweikampf heraus.

Vor Hunderten von Zeugen begann das berühmte Duell. Cody trug — so sehr war er schon dem Theater verfallen — am Ende eines Achtzigmeilenrittes eines seiner Bühnengewänder, einen mexikanischen Anzug aus schwarzem Samt, verziert mit Schlarlach, Silberknöpfen und Spitzen. Der Indianer war in vollem Kriegsschmuck. Sie galoppierten aufeinander los und verloren gleichzeitig ihre Pferde. Aus einer Entfernung von zwanzig Schritten schossen sie. Der Indianer verfehlte seinen Gegner. Cody traf. Er stürzte sich auf den verwundenen Indianer und stieß ihm das Messer ins Herz. Was dann geschah, ist von Hunderten von Augenzeugen, die dem Weißen Beifall klatschten, bezeugt. In Buffalo Bills eigenen Worten: «Seinen Kopfschmuck losreisend, skalpierte ich den Indianer kunstgerecht in weniger als fünf Sekunden.» Den blutigen Skalp hochhaltend, rief Cody: «Der erste Skalp für Custer!»

Die Kopfhaut des Indianers führte Cody in der Satteltasche mit sich, bis sich die Offiziere wegen des Verwesungsgeruches weigerten, an seiner Seite zu reiten. Dann schickte er sie in einen Korb seiner entsetzten Frau. Bald nach dem Duell verließ er die Truppe, begab sich wieder zu seinem Zirkus und inszenierte den Kampf mit der «Gelben Hand» als neueste Attraktion. Die blutbefleckten Waffen, der Kriegsschmuck und der Skalp des Indianers wurden bei jeder Vorstellung ausgestellt. Bloß in den weniger robusten New-England-Staaten der USA protestierte die Öffentlichkeit gegen die Schaustellung der blutigen Trophäen. Noch heute wird im Buffalo Bill-Museum in Cody der Skalp gezeigt. Nur die Skalplocke des Häuptlings ist noch erhalten.

Die grauenhafte Episode zeigt, daß die angeblich zivilisierten Weißen im Kampf gegen die Indianer den soge-

nannten Wilden an Grausamkeit nicht nachstanden, sie an Sadismus oft übertrafen.

Glück, Pleite und Ende

Wenige Jahre nach dem Duell führte Cody seine einstigen Feinde als Mitglieder seiner Truppe nach Europa. In London jubelten ihm Millionen zu — unter ihnen mehr als ein Dutzend gekrönter Häupter, die zum Jubiläum der Königin Victoria gekommen waren. In Venedig führten die Indianer in vollem Kriegsschmuck in den Gondeln, in Rom wohnten alle Mitglieder der Schau in Cowboykleidung oder indianischen Federschmuck dem Krönungsjubiläum des Papstes Leo XIII. bei. Der Wilde Westen war zum verhängnisvollen Schoßkind des zahren Ostens geworden. Kosaken, Ulanen, südamerikanische Gaucho und französische Chasseure, reitende Beduinen und amerikanische Kavalisten waren zur Schau hinzugezogen worden — zusammen mit Feuerfressern, Schlangenschwörern und chinesischen Akrobaten. Der Wilde Westen verendete als der wildeste aller Zirkusse.

Seine Gewinn aus den Schaustellungen steckte Cody in ein Bewässerungsprojekt in Wyoming. Zusammen mit Bergwerksunternehmungen verschlang es Riesensummen und schlug schließlich fehl. Heute trägt ein Kraftwerk in einem Canyon bei Cody Buffalo Bills Namen. Errichtet aber wurde es von der amerikanischen Regierung.

Nach den Jahren des Erfolges folgte für Cody mehr als ein

Jahrzehnt des Bankrotts

Im Kampf dagegen, so versichern seine Freunde, hat der alte Pionier und oft fragwürdige Held wirklichem Mut bewiesen. Der aufkommende Film trug mit zum Ende der Wildwestschau bei. Noch als Sechzigjähriger wurde in einem Zirkus auf ein ungeheurer Vertrag und hohe Schulden gezwungen, ihn dazu. Er konnte nicht mehr reiten und mußte daher in einem kleinen Wagen jeden Morgen an der Spitze einer Zirkusparade durch die amerikanischen Kleinstädte kutschieren. Die berühmten Glaskugeln, die er so oft und so sicher getroffen hatte, verfehlte er

Wir lesen ein Wildwestheftchen

Fünfzehn Jahre mag der Junge alt sein, der sein linkes Bein so fest an die Stange der Straßenbahnplattform geklammert hat und in der Hand ein umgeschlagenes Koloratageheftchen hält.

Die Straßenbahn poltert über eine Brücke. Autos peitschen vorbei, und der heisere Ruf eines Obstverkäufers durchdringt das Klingeln der Radfahrer. Der Junge merkt davon nichts. Er liest. Das fleckige Heftchen hintenüber zusammengeklappt, die Mütze leicht in die Stirn geschoben und den Ellenbogen um die Haltestange geschlungen — alle Achtung, er hat eine ausdauernde, angespannte, fast fanatische Art zu lesen. Er verschnallt die Seiten mit der heilighutigen Lesewut der Jugend, die einem redlichen Autor Tränen der freudigen Ueberraschung in die Augen treiben würde.

Ich sehe ihm über die Schulter. Ein Mann neben mir reckt sich etwas nach vorn und sieht ihm über die Schulter. Der Lausub merkt nichts und wir lesen: «Selma warf die Flinte ins Stroh. Sie wußte eigentlich nicht, was geschah war, sie wußte auch nicht, was wohl der nächste Moment bringen mußte. Es schien alles still zu sein. — Doch bald hörte sie Laufgepolter, das mit Schreien untermischt war, und eine Schar Rothäute umringte sie.»

Auf dem Hofe, wo der Sheriff zwischen den Bienenstöcken geknebelt war, wurde sie an einen dicken Baum gebunden. Ein Strang wurde ihr um den Hals gelegt und damit der Kopf am Baum befestigt. Die Arme waren ihr rückwärts an den Baum gezogen und zusammengeschürt, wobei gleichzeitig auch der Rücken an den Baum festgewickelt war. Eine teuflische Rothaut bewachte sie. ...»

Die Dame neben mir beugte sich wissensdurstig tiefer. Der Herr findet einen Augenblick Zeit, mir zuzulächeln, sehr überlegen, doch nur einen winzigen Augenblick, denn der Junge blättert schon um. Vielleicht liest er schneller als wir, und eigentlich ist es ganz interessant. Es ist nun die Rede von einem Schauhaut in Büffelhaut — die Straßenbahn hält vor dem Hauptbahnhof — der von den Zehenspitzen bis zum Hals mit Stricken umschnürt, unter dem widerwärtigen Geräusche eines Mestizen namens Laveuge in eine Tonne gesteckt und in dieser unbequemen Lage auf einen Ochsenkarren geworfen wurde. Dort stieß es ihm zu, daß eine über ihm befindliche Glasflasche in Scherben zersprang, ihren flüssigen Inhalt in das Faß ergoß, so daß er knirschend und von Stricken umwickelt (1.) beinahe ertrank, wenn nicht ein Scherben der zersprungenen Flasche in die

Neues aus der Krebsforschung

Auf der Tagung der Amerikanischen Chemischen Gesellschaft berichtete Dr. Allan F. Reid von der medizinischen Fakultät der Universität Texas über einen neuartigen Krebsst, der später einmal vielleicht nicht nur eine Frühdiagnose ermöglichen, sondern auch einiges Licht auf den Krankheitsprozeß selbst werfen wird. Bei Versuchen mit einem radioaktiven Phosphor-Isotop, das in die Bluthahn eingeführt wurde, beobachtete Dr. Reid, daß die roten Blutkörperchen von Krebskranken Phosphor viel schneller aufnehmen als die eines gesunden Menschen. Er glaubt, daß es in dem gesunden Blut einen Faktor gibt, der den Phosphorstoffwechsel reguliert und daß dieser Faktor im Blut von Krebskranken fehlt. Sein Test kann zwar vorläufig noch nicht allgemein bei der Diagnose angewendet werden, weil er viel zu kompliziert und zeitaufwendig ist, aber der amerikanische Forscher hofft, sein Verfahren in absehbarer Zeit wesentlich vereinfachen und abkürzen zu können.

nun fast jeden Abend, und oft genug piff ich das Publikum aus. 1917 starb Cody in Denver, inmitten der schneegekrönten Berge Colorado. Eine der eigenartigsten Figuren des Jahrhunderts, ein Symbol des amerikanischen Westens jener Jahre, dieser Mischung aus kraftvollem Pioniertum, grausamem Kampf ums Dasein, unternehmender Geschäftstüchtigkeit und naßloser Propagandasucht, war dahingegangen. Als Nachruf der Indianer sollen die Worte erwähnt werden, die ein junger Indianer sprach, als Codys Truppe in Barcelona vor dem Standbild Kolumbus' fotografiert wurde. In ausgezeichnetem Englisch bemerkte er zu Journalisten: «Verdammt schlechter Tag für uns Amerikaner, es euer Kolumbus Amerika entdeckte.»

Walter Hacker

Nähe der Stricke gekommen wäre. Der Unglückliche, dem das Blut in den Kopf gedrungen war, scheuerte seine Stricke an dem schwarzen Glas, scheuerte, scheuerte ... Donnerwetter, las der Bengel langsam!

Was dann kam, stand auf der nächsten Seite: Die Dame, der Herr und leider auch ich, wir beugten uns mit geröteten Köpfen und schmerzenden Augen über das Heft, keiner lächelte mehr, jeder brannte auf die nächste Seite — da rief der Kondukteur eine Station aus, und der Junge raffte sich auf, rollte das Heft zusammen, steckte es in die Hosentasche und schwang sich vom Trittbrett, und wir standen oben und starrten ihm nach — unerlöst, geprellt, ein wenig wütend; da ging nun unsere schöne Geschichte dahin!

Hätten wir den Titel des Heftchens doch gewußt —, so hätten dir aufhören müssen. — «So ein Schmarren», brummte der Herr, «man hätte es ihm abnehmen müssen, daher kommen die vielen Verbrecher.»

«Wir hätten in der Schule Straufgaben bekommen, daß uns die Finger knackten», sagte ich streng, «wenn sie uns mit solchem Schund erwisch hätten.» Aber sie haben uns nicht erwisch, denkt irgendein Lämmel in mir.

Außerdem Selmas Schicksal hätte mich noch interessiert.

Eugen Skasa-Weiß.

Aufforstung in Sizilien

Sizilien war im Altertum ein überaus fruchtbares Land. Im Mittelalter wurde aber an den Wäldern ein gewaltiger Raubbau betrieben, und nicht zuletzt hat auch die Herrschaft des Islams (8. und 10. Jh.) mit seiner einseitigen Förderung der Gärtenlandschaft zur Verödung des Binnenlandes beigetragen. Von den etwa vier Millionen Einwohnern Siziliens wohnen mehr als 50 Prozent auf einem 10 km breiten Küstensaum und nur 5 Prozent mehr als 40 km landeinwärts. Nach der Beendigung des Zweiten Weltkrieges wurde nun eine systematische Aufforstung an die Hand genommen, so am Aetna, am Monte Pellegrino bei Palermo, bei Enna usw. Die Pläne dazu werden im sogenannten «Corpo Forestale» bearbeitet. Angepflanzt werden vor allem die Aleppo-Kiefer, verschiedene Eukalyptusbäume, Zypressen, Zürgelbäume, wilde Oelbäume und Akazien.